

Malaysia: Von Singapur nach Sarawak - Zwischen Zukunftsstadt und Kopfjägern

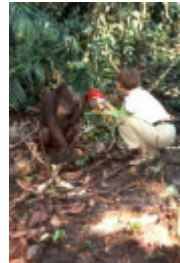
Reisetagebuch von [Detlef Fritz](#)



Singapur - Arab Street mit
Moschee



Santubong - malaiisches
Fischerdorf auf Stelzen



In der Auswilderungsstation von
Semongkok



Das Sarawak Cultural Village bei
Damai Beach



Salek - malaiisches Fischerdorf



Felsige Küste - im Nationalpark
Bako



Kanowit, Rajang River - ein
Holzfällercamp wird Kleinstadt



Im Boot über den Rajang River
bei Kapit

Zu Gast in einem Langhaus der
Iban



Ruma Mikai - Iban-Langhaus als
Dorf

Montag, 6. November 1995: Berlin - Zürich - Singapur

Um 10.30 Uhr starten wir pünktlich von Schönefeld. Der erste Ärger: Der Flug ist ein Nichtraucherflug. Die erste Zigarette gibt es kurz vor zwölf Uhr auf dem Flughafen Zürich - danach läuft tabakmäßig nichts mehr. Noch ein Problem: Wir haben Übergepäck. Deshalb muss ich den Rucksack mit als Handgepäck an Bord nehmen. Die Maschine ist ausgebucht, und irgendwie kommt mir alles sehr eng vor. Vielleicht ist das aber auch ein Ergebnis der erzwungenen Rauchpause, die allerdings meinen Lungen sehr gut bekommt.

Das Essen ist ausgezeichnet (zum Beispiel Reis mit Rindfleisch, schön scharf, zum Mittagessen), das Filmprogramm ist reichlich (vier Filme, darunter "Congo") und vor allem synchronisiert.

Gegen 0.00 Uhr unserer Zeit wird es hell, wir fliegen an einem Gewitter vorbei, in der Ferne blitzt es - und schließlich liegen die ersten Inseln von Singapur unter uns. Unser Flug dauerte - einschließlich des einstündigen Zwischenaufenthaltes in Zürich - rund 13 Stunden.

Dienstag, 7. November 1995: Singapur

Wir landen um 7.50 Uhr Ortszeit. Als "Stopover-Holiday-Makers" bleiben wir aber weiter in den Händen von Singapore Airlines. An einem Flughafen-Counter müssen wir uns für den Hoteltransfer einchecken, ca. gegen neun Uhr fahren wir dann mit dem Bus zum Furama-Hotel.

Aus Versehen steigen wir am benachbarten Hotel aus. Ein Taxifahrer knöpft uns so für wenige hundert Meter zusätzlichen Transportweg zehn Mark ab.

Das Furama-Hotel verspricht "Luxus in China-Town", und dieses Versprechen erfüllt es auch.

Am Vormittag machen wir noch einen Spaziergang durch die nähere Umgebung: Durch das benachbarte "Apollo-Center", ein Einkaufszentrum, dazu durch einige Straßen, die zumindest noch im Ansatz an das alte China-Town erinnern.

Für umgerechnet acht Mark bekommen wir in einem kleinen Straßenrestaurant zwei Mittagessen und zwei Cola. Es gibt eine Suppe, ich nehme Reis, scharfes Rindfleisch, dazu Gemüse. Straßen aus der Kolonialzeit, die Häuser zweistöckig, viele im Zerfall begriffen, manche bereits restauriert, im Hintergrund immer die Silhouette der Bank-, Einkaufs- und Hotelpaläste - dieser Kontrast beherrscht ganz Singapur, wie wir auf der Stadtrundfahrt um 14 Uhr feststellen. Unsere erste Station ist das indische Viertel: kleine Ladengeschäfte mit Gold und Leder in den Straßen mit zweistöckigen Häusern, im Hintergrund die Wolkenkratzer. Das gleiche gilt für das "arabische Viertel": Die Arab-Street ist eine Altstadtstraße, die uns auf die Sultan-Moschee führt. Hier wird gerade fast jedes Haus rekonstruiert, dazu prangt überall das Motto der hiesigen Denkmalschützer: "Vorwärts zu einer exzellenten tropischen Stadt!" Wir machen einen kurzen Zwischenstop vor dem Binnenhafen: Hier liegen die kleinen Schiffe, auch einige Dschunken, dahinter erhebt sich das Bankenviertel. In China-Town besuchen wir den taoistischen Seegott-Tempel. Zwei Brautpaare lassen sich hier gerade trauen, beziehungsweise beten hier um Eheglück. An einem Schrein zünden die Gläubigen ihre Opferkerzen an. In diesem ältesten chinesischen Tempel der Stadt scheinen die gläubigen Besucher an Touristen gewöhnt zu sein. Unsere letzte Station ist eine Steinschleiferei, wo Halbedelsteine zu Gemälden, Schachspielen und Sonstigem verarbeitet werden. Die Preise für die besseren Stücke liegen ab 10.000 Mark. Am Abend schlendern wir noch kurz durch China-Town. Das Nachtleben bedeutet hier vor allem lange Ladenöffnungszeiten. In der Nähe des Hotels stoßen wir auf eine Straße, die offensichtlich das Vergnügungsviertel sein soll: Hier sind die Karaoke-Bars.

Mittwoch, 8. November 1995: Singapur - Damai Beach (Sarawak)

Am Vormittag fahren wir mit dem Taxi zum Raffles-Hotel. Die Halle ist noch im alten Kolonialstil (Fotoerlaubnis, aber Videoverbot), neben der Empfangshalle befindet sich ein Club. Seitlich des Haupteinganges führt ein Weg zum Innenhof, in dem ein viktorianischer Brunnen steht. Nach dem Besuch im Raffles fahren wir mit dem Taxi zurück zum Furama, werfen anschließend noch einen Blick in den China-Point, also wieder in ein Einkaufszentrum. Die Einkaufszentren sind teilweise so riesig, dass man sich darin tatsächlich verlaufen kann. Um 12.30 Uhr werden wir wieder abgeholt und fahren zum Flughafen. Die Maschine startet pünktlich um 15.30 Uhr. Der Flug ist - wie sollte es bei Singapore Airlines anders sein - natürlich ein Nichtraucherflug. Zum Glück dauert es diesmal nur eineinhalb Stunden. Der erste Eindruck von Borneo aus der Luft ist: Unendlicher Wald, durch den sich schlangenähnlich die großen Flüsse ziehen. Weit und breit nichts als Grün, das lehmige Braun der Flüsse, Berge - und Wolken. Aus der Luft sieht man aber auch die Ausbreitung der Zivilisation. Entlang der Straße ist der Dschungel abgeholzt, vereinzelt sieht man Feuer - Brandrodung. Die Abfertigung am Flughafen von Kuching, Hauptstadt der ostmalaysischen Provinz Sarawak auf Borneo, geht reibungslos: Keine Gepäckkontrolle, einen Stempel in den Pass - das war's. Ramlee Mahtar heißt der Mann, der uns für den örtlichen Veranstalter Borneo-Transverse abholt. Die Fahrt zum Damai-Beach-Holiday-Inn dauert ungefähr eine Stunde und führt durch Kuching hindurch. Kuching selbst scheint auf den ersten Blick eine gesichtslose Stadt zu sein, Straßen mit zweistöckigen Gebäuden, die Vororte aus gleichaussehenden Ein- oder Zweifamilienhäusern, gleich europäischen Reihenhäuser-Siedlungen. Weiter vom Stadtzentrum entfernt ändert sich der Baustil. Die Menschen leben in Holzhäusern, die auf Pfählen gebaut sind. Die Straße führt am Dschungelgebiet vorbei, keine Siedlung liegt am Weg, zumindest sieht die Gegend unbewohnt aus, dafür gibt es aber Stellen mit den Spuren von Brandrodung. Wir kommen an einem Berg vorbei, der aussieht, als wäre er ein einziger bewachsener Felsen. Das Hotel ist praktisch ein Touristengefängnis. Der nächste Ort, Santubong, liegt vier Kilometer entfernt. Es soll aber einen Bus und ein Hotel-Shuttle geben.

Donnerstag, 9. November 1995: Santubong

Am schwierigsten ist der Weg aus dem Hotel heraus. Wir bekommen unterschiedliche Auskünfte über die Zahl der Kilometer nach Santubong - und sogar in Bezug auf die Richtung. Schließlich erwischen wir ein Taxi - und auch das will uns erst an einer anderen Ferienanlage absetzen. Endlich kommen wir aber doch für acht Ringitt in Santubong an. Wir finden ein kleines Fischerdorf, dessen Häuser auf Stelzen gebaut sind. Die Dorfstraße ist ein Holzsteg, ebenfalls auf Stelzen errichtet. Bei Flut scheint das Wasser direkt unter den Häusern zu stehen. Jetzt jedenfalls liegen die Fischerboote zwischen den Häusern im Schlamm.

Die Leute sind freundlich. Man begrüßt den Fremden mit einem "Hallo" - aber fotografieren lassen sich die Menschen nicht so gerne. Einige zumindest lehnen es direkt ab, als ich sie um Erlaubnis bitte. Vermutlich kommen nur selten Touristen hierher.

Die "Strandpromenade" ist etwas "zivilisierter". Hier führt eine Asphaltstraße entlang, stehen auch die beiden einzigen offenen Läden, die wir entdecken. Bei einer Kaufmannsfrau - sie trägt ein islamisches Kopftuch, ihr Laden liegt auch gleich neben der Moschee - kaufen wir zwei Cola. Preis pro Flasche: 80 Cents. Und: In dem Fischerdorf verkaufen die Frauen Fischkonserven.

Da gerade Ebbe ist, versuchen wir, am Strand entlang zurück zum Hotel zu laufen. Wir kommen an einer bizarren Felslandschaft am Strand vorbei - wobei sich die vermeintlichen Felsen teilweise als abgestorbene Korallen herausstellen. An einem dieser Korallenbrocken hocken Frauen im Wasser und picken mit Drahtstäben Muscheln heraus. Leider wollen sie sich bei ihrer Arbeit nicht fotografieren lassen.

Allmählich kommt das Wasser zurück, und wir müssen wieder auf die Straße.

Unmittelbar vor dem Hotel entdecken wir noch ein kleines Restaurant, wo wir zwei Cola trinken.

Am späten Nachmittag nehmen wir ein kurzes Bad im Südchinesischen Meer: Das Wasser ist wärmer als die Luft, aber Schnorcheln macht hier keinen Sinn. Man sieht unter Wasser absolut nichts - und an dieser Stelle gibt es wahrscheinlich auch nichts zu sehen.

Zum Abendessen sind wir wieder in dem kleinen Restaurant - weit und breit die einzige Alternative zum Hotelangebot. Für einmal Huhn mit Reis und einmal Nudeln mit Huhn, dazu vier Cola, zahlen wir 80 Ringitt, nicht einmal die Hälfte des Hotelpreises.

Der Wirt organisiert auch Touren.

Freitag, 10. November 1995: Semonggok, Siban

Gegen sieben Uhr können wir endlich mit erheblicher Verspätung, weil der Weckdienst nicht klappte, das Hotel verlassen. Wir passieren den Surong River, kommen durch die Einfamilienhaus-Vororte von Kuching und erreichen kurz nach 8.30 Uhr die Auswilderungsstation von Semonggok.

750 Hektar groß ist das Dschungelgebiet, dessen Eingang zunächst einem botanischen Garten gleicht. Bohlen führen über die Gräben entlang, und schließlich sind wir am "Tor zum Dschungel". Nur ein blaues Band, zwischen zwei Bäume gespannt, trennt hier den Urwald von der Zivilisation. Auf der anderen Seite sind die Orang Utans, die gerade von zwei Betreuern - einem Einheimischen und einer Europäerin - gefüttert werden.

Merkwürdigerweise respektieren auch die Orangs die blaue Demarkationslinie. Die Pfleger rufen die einzelnen Tiere beim Namen, Nora und George sind identifizierbar, die jeweiligen Tiere greifen sich ihre Bananen, entschwinden damit auf die Baumkronen, werfen die Bananenschalen auf den Boden. Von den Touristen unten, die im Modder stehen, wird dieses Schauspiel mit "Ahs" und "Ohs" quittiert.

Eigentlich sollten alle Orangs zur Fütterung aus dem Wald kommen - doch zumindest einer hat sich sein hohes Nest in einer Baumkrone gleich über dem Fütterungsplatz gebaut.

Ein Dutzend Orang Utans leben in Halbfreiheit auf diesem Areal: Wer fit für die große Freiheit ist, wird in ein anderes Dschungelgebiet umgesetzt, berichtet uns eine der Tierpflegerinnen.

Zehn andere Orangs warten indes noch in ihren Käfigen auf den Tag ihrer Freilassung.

Doch nicht immer geht der Ausflug in die Freiheit glücklich aus. Abgesondert von den übrigen Tieren sitzt die acht- oder neunjährige Maggy allein in ihrem Käfig. "Sie war aggressiv zu Menschen und griff auch andere Orang-Weibchen an," sagt die Betreuerin. Deshalb kam Maggy zurück - und in Einzelhaft. Nur die Betreuerinnen dürfen sich Maggy ungestraft nähern - und bekommen von der aggressiven Einzelgängerin sogar ein Küsschen.

In der - von der malaiischen Regierung finanzierten - Station werden außer Orangs noch andere Tiere auf die Freiheit vorbereitet. Malaienbären, Stachelschweine und Nashornvögel warten in den Käfigen auf ihre Freiheit.

Eine viertel Autostunde von Semonggok entfernt liegt die Ortschaft Siban. Hier besuchen wir "Jong's Crocodile-Farm". Um die 1500 Krokodile - Süß- und Salzwasserkrokodile - leben hier in den Bassins - und werden nach ihrem Ableben zu Handtaschen und Portemonnaies verarbeitet.

Dass die Einheimischen etwas gegen Krokodile haben, scheint verständlich: Knapp vier Meter von der Schwanzspitze bis zum Maul misst der massive "Einsame Mann", den Fischer 1988 im Surong River gefangen und dann hier abgeliefert haben - ein Monstrum, das auch einem Boot gefährlich werden könnte.

Gegen Ein Uhr nachmittags sind wir wieder im Hotel - und am Abend gibt es einen Wolkenbruch.

Kosten der Tour: 76 Ringitt pro Person, zusammen 152 R.

Samstag, 11. November 1995: Kuching

Es bleibt dabei: Am schwierigsten ist der Weg aus dem Hotel. Das Holiday Inn duldet nämlich keine freien Taxifahrer, also gibt es vor dem Hotel auch kein Taxi. In dem kleinen Restaurant - gottlob wenigstens eine Konkurrenz - ruft uns die Tochter des Hauses dann ein Taxi, das uns für 40 Ringitt nach Kuching bringt.

Wir kommen gegen 13 Uhr in Kuching an, wo gerade der "Sonntagsmarkt" anfängt. Die meisten Stände sind schon aufgebaut: Gewürze, Früchte, Fische lebend, frische Fische, winzige getrocknete Fischlein zu zehn Ringitt das Kilo, Hühner, Blumen - sogar Kakteen werden an den Ständen angeboten. Ungewöhnlich: Bananen von den Ausmaßen eines Unterarms. Für jeweils zehn Cents kaufen wir zwei Stück Kokosnuss, die unheimlich sättigend wirken.

Im Kaufhaus gegenüber bereiten wir nun unsere Langhaus-Tour vor: Wir kaufen eine Tüte Kekse, fünf Kugelschreiber und eine Taschenlampe als Gastgeschenke. Damit werden wir aber kaum auskommen.

Schließlich lasse ich noch für 21 Ringitt einen Film entwickeln. Wartezeit: Eine Stunde.

Zu Fuß machen wir uns nun auf den Weg in die Altstadt. Wir kommen an der "National Moschee" vorbei, die mit ihren goldenen Kuppeln die Stadt überragt, stoßen auf einen Sikh-Tempel, durchqueren die "Fußgängerzone", eine quirlige Einkaufsstraße mit Juwelieren und Kramläden, erreichen schließlich das Flussufer, wo ein Aussichtsturm den Rundblick über Stadt und Fluss erlaubt. Auf der anderen Seite liegt der Istana, der Gouverneurspalast.

So gesichtslos, wie es mir beim ersten Eindruck schien, ist Kuching gar nicht.

Nach einer Stunde verzweifelten Suchens finden wir endlich ein freies Taxi - und sind gegen 20 Uhr wieder in Damai. Kosten der Tour: 70 Ringitt.

Sonntag, 12. November 1995: Sarawak Cultural Village

Das "Sarawak Cultural Village" - 1990 eröffnet - liegt unmittelbar neben dem Holiday Inn und kostet 45 Ringitt Eintritt. Das scheint auf den ersten Blick viel - aber tatsächlich wird hier auch einiger Aufwand getrieben, so dass auch der oberflächliche Tourist bequem einen Einblick in die kulturelle Vielfalt des Landes gewinnen kann. Das "Dorf" besteht aus sieben "Unterdörfern", jedes im Stil der jeweiligen Bevölkerungsgruppe gebaut, das ganze um einen vermutlich künstlich angelegten See herum: Bidayuh, Iban, Penan, Orang Ulu, Melanau, Malaien und ein chinesisches Bauernhaus.

Die Bezeichnung "Langhaus" trifft dabei nur für den Baustil der Iban zu. Bei den Bidayuh ist die Dorfanlage eher ein Fort, bei dem das Schlafhaus der Krieger den Eingang bildet. In jedem der Häuser sind die Leute dabei, Kunsthandwerk zu produzieren oder Essen zuzubereiten, so dass alles schön authentisch wirkt

Am beeindruckendsten fand ich das Dorf der Penan, der Waldnomaden aus dem Inneren der Insel. Deren Dorf ist eigentlich keine Anlage, sondern eine lose Ansammlung offener Hütten. Ein junger Mann, vielleicht sogar ein "echter" Penan, zeigt mir, wie man mit einem Blasrohr umgeht. Tatsächlich fliegt sein Pfeil gut 20 Meter weit und trifft auch die Zielscheibe.

Um 16.30 Uhr findet die obligatorische Show statt, bestehend aus den üblichen folkloristischen Gesangs- und Tanzdarbietungen. Der Penan fällt allerdings etwas aus der Reihe, schießt als Kostprobe seiner Treffsicherheit seine Blasrohrpfeile in die Ballons über den Köpfen der Zuschauer.

Kosten: 45 Ringitt Eintritt pro Person.

Sonntag, 13. November: Buntal, Salek

Um 7.45 Uhr holt uns Ronnie ab und bringt uns mit meinem Rover nach Buntal, ein Fischerdorf am Buntal River. Hier nimmt uns Anua Epen, ein 36jähriger Fischer, in seinem Boot auf.

Dann stechen wir in See, kreuzen erst durch den Buntal River, dann in den Santubong River, von dort in den Samanan River und schließlich in den Salek River - wobei die einzelnen Flüsse allerdings alles Arme eines einzigen Flusses sind. Wir kommen an unendlichen Mangrovenwäldern vorbei, die in das Wasser hineinwachsen. Immer wieder macht uns Anua auf den "Jolly Fish" aufmerksam - eine Qualle, die bei der geringsten Berührung auf der Haut einen brennenden Schmerz verursacht. Mitunter sehen wir große weiße Vögel, ähnlich unseren Störchen, dazu auch einige Seeadler und eine Horde Gibbonaffen.

Kurz vor Mittag gehen wir in Salek an Land. Salek ist ein kleines Fischerdorf, in seiner Anlage vergleichbar mit Santubong, aber kleiner und aus einer rein malaiischen Bevölkerung bestehend. Wir gehen über die "Hauptstraße", ein Brettersteg, der bei Flut nur noch knapp über dem Wasser steht, trinken in einem Café einige Cola und kommen schließlich am Ende der Dorfstraße zum Dorfplatz: Ein modriges Fußballfeld, daneben die "Regierungsgebäude", eine Schule, eine Schulbibliothek, die Gemeindeverwaltung.

Der Waschplatz ist ein Tümpel, in dem die Frauen ihre Wäsche waschen, daneben erntet ein Mann gerade im "Duran" -Baum die scharfen Gewürze.

Hinter Salek versuchen wir, mit Leine und Köder zu angeln, doch die Fische wollen nicht anbeißen. Wir fahren weiter, erreichen die Flussmündung, sehen von hier Santubong und auch Damai Beach, kreuzen dann landeinwärts weiter. Das Wasser schimmert lehmig, am Ufer tummeln sich die Schlammpringer-Fische, einige von beträchtlicher Größe.

Anua wirft sein Fangnetz aus. Was er bei seinem ersten Versuch schließlich an Bord holt, ist eher kümmerlich. Ein Baumstamm hat sich im Netz verfangen und muss mit der Axt losgeschlagen werden. Außerdem ist das Netz voll von Plastikmüll.

Immerhin sind auch zwei Rochen ins Netz gegangen, denen er nun als erstes den Schwanz mit dem Giftstachel abhackt. Dazu besteht der Fang aus einer Menge Garnelen sowie einer Reihe von Kugelfisken, die Anja "Buntal" nennt - und wieder zurück in den Fluss wirft.

Der zweite Fang ist erfolgreicher. Diesmal hat Anua auch ein Rochenweibchen gefangen, bei dem jetzt an Bord die Geburt einsetzt. Der Fischer wirft Mutter und das gerade geborene Rochenjunge ins Wasser zurück.

Obwohl Anua zufrieden ist: Für die harte Arbeit ist die Ausbeute mager, und es fliegen mehr Fische, wenn auch eher tot als lebendig, ins Wasser zurück, als endlich im Korb des Fischers landen.

Kurz vor fünf Uhr nachmittags sind wir wieder in Buntal. Das Dorf ist größer als die beiden anderen Fischerdörfer, die wir bisher gesehen haben, hat auch zwei Seafoodrestaurants für die Touristen aus Damai.

Nun gehen wir zu Anuas Haus. Er hat es selbst gebaut, ein einfacher Steinbau mit drei Räumen, die durch Bretterwände voneinander abgetrennt sind. Anuas Frau grillt die Rochen und Garnelen für uns. Die Familie hat vier Kinder, der älteste Sohn ist zwölf, dazu drei jüngere Mädchen. Drei Kinder sind gestorben.

Sein Vater hatte noch zwölf Geschwister, erzählt uns Anua beim Essen. Weil sein Vater früh starb, musste Anua seine fünf Geschwister versorgen, als er gerade 15 war. Der am weitesten entfernte Ort, in den er je kam, ist Sibü, die Hafenstadt an der Mündung des Rajang River.

Aber Anua hat es zu etwas gebracht: Immerhin hat er ein Haus, einen Fernsehapparat, vier Angelruten - und natürlich sein eigenes Boot.

Kosten: 160 Ringitt pro Person, zusammen 320 Ringitt.

Dienstag, 14. November 1995: Bau, Wind Cave und Fairy Cave

Kurz nach neun Uhr sind wir in Amads "Trek Cantina", brechen von dort in Richtung Bau auf. Unser Ziel sind zwei gewaltige Höhlen, die Wind Cave und die Fairy Cave, beide drei bis vier Kilometer von Bau entfernt, an der indonesischen Grenze gelegen.

Unser örtlicher Führer für die Höhlen, einer von rund 1000 Angestellten des Forest Departements, ist ein Bidayuh - dies ist Bidayuh-Land. Für den Fremden jedoch sind keine Unterschiede zu Malaien zu erkennen.

Die Wind Cave ist eine Tropfsteinhöhle mit vier Eingängen, die einzelnen Höhlengänge sind mit Holzstegen gangbar gemacht. Trotzdem: Rutschgefahr! Von der Höhlendecke hängen vereinzelte Stalaktiten, am hellen Höhleneingang leben noch Vögel, und im Höhleninneren sind die Fledermäuse Zuhause. Das Licht unserer Taschenlampen vertreibt die Tiere von ihren Stammplätzen. Heute seien nur wenige Fledermäuse zu sehen, sagt unser Führer - zu viele Touristen. Aber das Schreien der Fledermäuse, es erinnert an das Bellen der Hunde, ist überall in der Wind Cave zu hören.

Mit dem Wagen sind es ca. zehn Minuten bis zur Fairy Cave. Ein Bus koreanischer Touristen steht auf dem Parkplatz, die Gruppe kommt gerade die Treppe herab. Vor der Fairy Cave ist eine Baustelle: Eine neue Treppe wird gebaut, damit die Touristen gefahrlos den steilen Felsen emporkommen können.

Die alte Treppe ist wahrlich ein Unikum. Die einzelnen Stufen haben mitunter die Höhe eines halben Beines, sind dabei auch noch viel zu schmal für einen europäischen Fuß, und nur ein an manchen Stellen schon morsches Holzgeländer gibt trügerischen Halt.

Chinesische Inschriften, eine Buddha-Statue, ein Heiligenschrein: Am Eingang der Fairy Cave befinden wir uns in einem chinesischen Tempel. An vielen Stellen der Höhle stoßen wir auf abgebrannte Weihrauchstäbchen.

In der Fairy Cave gibt es zwar keine Fledermäuse, dafür aber Krebse, einige hundert Meter über dem Meeresspiegel. Die Tropfen von der Decke haben überall Pfützen und Wasserlachen gebildet.

Fairy Cave hat die Ausmaße einer Kathedrale: Die Haupthöhle entspricht einer riesigen Halle, deren Ruhe - bisher - nur vereinzelt gestört wird. In der knappen Stunde, die wir in der Höhle verweilen, kommt jedenfalls niemand mehr hinzu.

Schließlich steigen wir hinab, fahren zur Wind Cave zurück, wo ich dem Führer einen Lohn von 25 Ringitt zahle. Mein Hemd ist vom Schweiß so nass, als wäre ich in warmes Wasser gefallen.

Auf dem Rückweg halten wir an einem chinesischen Friedhof, wo ich noch ein Foto mache.

Dann kommen wir durch Kuching: Neben dem Hilton-Hotel ist eine richtige Boom-Town entstanden, ein Einkaufszentrum, es gibt Parkhäuser, ein weiteres Luxushotel wird gerade gebaut, dazu neue "Finanzzentren".

Wir kommen an zwei Denkmälern vorbei, die den "Stadttieren" gewidmet sind, denen Kuching seinen Namen verdankt: Den Katzen. Schließlich heißt Kuching auf Deutsch nichts anderes als "Katze".

Amad muss noch für den Abend einkaufen. Hinter Kuching halten wir an einem kleinen Marktstand, wo es vor allem Fisch gibt. Ein Ein-Meter-Brocken liegt aufgeschlitzt und den Bauch mit Eis gefüllt auf dem Boden. So verbringen wir den Abend in Amads Lokal diesmal mit Fisch: Mit Reis und örtlichem Gemüse schmeckt er wirklich köstlich.

Kosten der Höhlentour: 150 Ringitt zusammen (ohne das Geld für den Local Guide).

Mittwoch, 15 November 1995: Bako Nationalpark

Amad fährt von Damai aus rund eine Stunde bis zum Bako National Park.

Der "Eingang" ist eine Anlegestelle: Auf der anderen Seite des Wassers liegt ein Fischerdorf mit einer Moschee, über der sich eine goldene Kuppel erhebt. Bako ist eine Insel und nur mit dem Boot zu erreichen.

20 Minuten kreuzt unser außenbordmotorgetriebenes Boot, bis wir an der Anlegestelle auf der Insel ankommen. Wir zahlen 21 Ringitt Eintritt, für Videokamera und Fotoerlaubnis inklusive, entscheiden uns dann für die kurze Route durch den Park.

Zunächst führt ein Brettersteg über morastiges Ufergelände. Unten im Schlick tummeln sich die Krebse, die Luft ist voll vom Ruf der Grillen. Schließlich führt der weiß markierte Weg direkt in den Dschungel.

1,2 Kilometer lang soll der Weg sein, in einer halben Stunde zu bewältigen, jedenfalls nach der Karte des Nationalparks. Allerdings müssen wir über Felsbrocken klettern, stolpern über die Baumwurzeln, suchen ständig Halt an herunterhängenden Ästen und Bambusstangen.

Etwa nach der halben Strecke machen wir unsere erste Tierbeobachtung. Rund 50 Meter entfernt, kurz vor dem Strand, tummelt sich im Geäst der letzten Urwaldbäume eine drei- bis vierköpfige Gruppe von Nasenaffen.

Schließlich erreichen wir Paku, eine Bucht mit weißem Sandstrand, umrahmt von bizarr geformten gelblich schimmernden Felsen. Obwohl wir gerade Ebbe haben, ist der Boden feucht.

Die Gibbonaffen kommen bis an den Strand, sitzen im Gebüsch, und während wir meinen, die Affen zu beobachten, scheinen die Tiere in Wahrheit uns aufmerksam zu beobachten. Jedenfalls nutzt einer der Affen die Tatsache, dass die Horde uns ablenkt - und macht sich an Karins Tasche zu schaffen. Mit lautem Schreien können wir gerade noch verhindern, dass er mit seiner Beute im Gebüsch verschwindet - aber immerhin hat er es geschafft, alle Bonbons aus der Tüte zu erhaschen. Das erstaunlichste dabei ist: Er hat die Bonbons auch noch ordentlich aus dem Papier ausgepackt.

Die Hinterlassenschaften der Menschen scheinen für die Affen überhaupt das Interessanteste zu sein: Ein Flaschendeckel wird ebenso inspiziert wie meine leere Zigarettenschachtel, und schließlich stellt sich der Anführer der Horde, ein älteres größeres Männchen, uns wütend fauchend in den Weg, als wir uns wieder auf den Rückweg machen wollen und dabei die Mülltonne passieren müssen.

Der Weg, den wir kamen, nehmen wir nun als Rückweg, nur sind diesmal auch die Gibbons durch den Schlick unterwegs. Und schließlich stoßen wir nun auch vor der Kantine überall auf Gibbons, die sich hier äußerst vorsichtig den Menschen nähern, aber selbst niemanden an sich herankommen lassen.

Weil jetzt Ebbe ist, müssen wir von der Kantine zum Strand, dort um die Klippen herum, wo nun die Boote auf ihre Gäste warten.

Um 16 Uhr verlassen wir den Park wieder auf dem Wasserweg. Der Bootsführer nimmt die schmaler gewordenen Fahrrinnen mit rasanter Geschwindigkeit, das Boot knallt regelrecht über die Wellen. Viele Boote, die wir sehen, liegen nun an Land, müssen, um wieder flott zu werden, auf die nächste Flut warten.

Gesamtkosten der Tour: 120 Ringitt Amad, 60 Ringitt das Boot, 21 Ringitt Eintritt, gesamt 210 Ringitt.

Donnerstag, 16 November 1995: Sibü

Gegen 11.30 Uhr verlassen wir das Hotel mit einem der Hotelwagen, holen uns in Kuching die Tickets für das Express-Boot, fahren dann zum Hafen.

Der Hafen liegt im Industriegebiet von Kuching. Die meisten Fabriken sind Sägewerke.

Um 12.45 Uhr, rund 15 Minuten verspätet, legt das Express-Boot ab. Unser Schiff verfügt über zwei geschlossene Decks für die erste und zweite Klasse. Auf dem Heck kann man zwar nicht im Freien sitzen, aber zumindest eine Weile stehen. Die Air Condition lässt es in der Passagierkabine so kalt werden, dass schließlich selbst der Regen eine angenehme Alternative ist.

Zunächst geht es über das offene Meer, dann schließlich kreuzen wir in das Delta des Rajang River, des längsten Flusses in Sarawak. Die Schiffe, die hier vor Anker liegen, befinden sich meist in einem so desolaten Zustand, dass sie einen europäischen Hafen kaum verlassen dürften.

Etwa gegen 16 Uhr legen wir in Sarikei an: Auf den ersten Blick eine aus dem Nichts entstandene Industriestadt. Hinter Sarikei wird die Fahrt interessanter: Wir sehen die ersten Langhäuser, allerdings nicht die für den Fremdenverkehr bewahrten Iban-Langhäuser, sondern die Unterkünfte der Holzfäller. Überall am Ufer des gelblich-braunen Flusses liegen die Stapel geschlagenen Holzes bereit zum Abtransport. Ab und zu begegnen wir auf dem Fluss Einbäumen, versehen mit Außenbordmotoren.

Um 17 Uhr erreichen wir, reichlich durchgefroren von der auf volle Stärke aufgedrehten Air Condition, endlich Sibü. Gleich neben dem Hafen begrüßt uns ein chinesischer Tempel in seinen roten Farben.

Hafen, Stadtzentrum und damit auch das Hotelviertel liegen dicht an dicht. Wir haben uns für das Sarawak-Hotel entschieden: 40 Ringitt ist der Preis für ein Doppelzimmer, zu dem auch ein Badezimmer gehört. Nach den Reiseführern ist das hier nicht unbedingt eine Selbstverständlichkeit. Unser Zimmer hat sogar eine funktionierende Klimaanlage, zum Glück, denn am Abend wird es schwül.

Ab 18 Uhr breitet sich im Stadtzentrum von Sibü der Nachtmarkt aus. Dieser Nachtmarkt bietet zwar keine einheimische Folklore, dafür aber das, was für die Einheimischen wirklich begehrenswert erscheint: Gummilatschen beispielsweise gibt es für 2,80 Ringitt, jede Menge Uhren sind im Angebot - alles Plastikware.

Auf dem Markt entdecken wir eine ganze "Straße der Süßigkeiten": Erdnusskuchen, noch warm, dazu andere Kuchen in allen Formen. Das Fleisch, knusprig gebraten, sieht appetitlich aus. In großen Mengen wird auch Schweinefleisch angeboten.

Europäer, zumindest Touristen, scheinen selten nach Sibü zu kommen. Schon auf dem Express-Boot fiel auf, dass wir die einzigen Europäer waren und auch in Sibü entdecken wir kein einziges europäisches Gesicht.

Kurz nach acht Uhr trinken wir noch einen Kaffee und einen Tee in dem Lokal gegenüber von unserem Hotel. Das Vogelgezwitscher übertönt den Straßenlärm. Eine Einheimische, sie heißt No und ist 20 Jahre alt, fragt uns, wo wir herkommen. No und ihre Schwester kichern, scheinen über die Haare auf meiner Brust irritiert zu sein. Jedenfalls bestätigt uns die junge Chinesin, dass hier so gut wie nie Europäer seien. Als wir gehen, verabschiedet sie uns mit einem "Welcome to Sibü".

Kosten: 60 Ringitt Transfer Damai/Kuching, 2 Tickets 1. Klasse Kuching/Sibü für jeweils 38 Ringitt, 40 Ringitt Hotel; zusammen 176 Ringitt.

Freitag, 18. November 1995: Kapit

Die "Happy Journey" legt kurz vor neun Uhr von Sibü ab. Diesmal hat unser Express-Boot nur eine Kabine, doch zwischen der Brücke und der Passagierkabine sind die Türen des Gepäckraumes geöffnet, so dass wir fast die gesamte Fahrt über im Freien auf den Fluß sehen können.

Nach eineinhalb Stunden legen wir zum ersten mal in einem Ort namens Kanowit an. Mit seinen zweistöckigen Häusern aus Stein mutet Kanowit fast wie eine richtige Stadt an.

Die nächsten Stops finden an Holzfällerlagern statt: Einige dieser Lager sind in Langhaus-Form errichtet, aber mit Wellblechdach, andere haben sich zu größeren Dörfern entwickelt. Die meisten Passagiere verlassen die „Happy Journey“ in einem Camp hinter Song - noch vor Kapit.

Der Rajang River ist ein geschäftiger Fluss. Lastkähne tuckern leer stromaufwärts, stromabwärts kommen uns die rostigen Kähne mit Tropenholz beladen entgegen. Überall schwimmt Treibholz und zwingt den Kapitän der „Happy Journey“ zu manchem Ausweichmanöver.

Der Dschungel beginnt direkt am Fluss, und etliche Urwaldbäume stehen bereits in dem gelben Wasser. Doch an beiden Uferseiten sind auch die Narben des Tropenwaldes zu sehen: Kahlgeschlagene Hügel, die Erde schwarz, darauf die abgeholzten Stämme, bereit zum Abtransport.

Einige dieser Hügel fangen wieder an zu grünen. Doch Pflanzungen und Bauernhöfe tauchen nur vereinzelt auf, Fischer scheint es hier gar nicht zu geben.

Kurz vor ein Uhr erreichen wir Kapit. Das erste, was wir von der Stadt sehen, sind die Lastkähne, die hier auf ihre Ladung warten.

Für 44 Ringitt mieten wir uns im "New Rajang Inn" ein. Das Hotel ist sauber, die Klimaanlage funktioniert - und der Besitzer will sich um einen Guide für unsere Langhaus-Tour kümmern.

In manchen Reiseführern wird Kapit als "Wildwest-Stadt" beschrieben, in der sich die Kulturen der Einheimischen und der Siedler begegnen. Etwas von einer Wildwest-Stadt hat Kapit noch immer sich - doch die Ureinwohner sind weitgehend ins Abseits gedrängt, entweder ins "Reservat" oder in den Slum der Vorstadt.

Das "Iban-Kapit" finden wir stromaufwärts vom Hafen unterhalb des chinesischen Tempels: Eine Ansammlung ärmlicher Bretterbuden, vor denen die Wäscheleinen hängen. In manchen Häusern hängen Heiligenbilder an den Wänden. Die heutigen Iban sind katholisch.

Ebenfalls am Fluss gelegen ist das Fort Sylvia, von "Raja Brooke" 1880 errichtet: Ein einfacher Holzbau, an dem die einzelnen Wasserstände der jeweiligen Überschwemmungen markiert sind. In den 30'er Jahren stand danach das halbe Fort unter Wasser.

Ein Gedenkstein erinnert an die Friedenskonferenz vom 16. November 1924, als die örtlichen Stämme hier ihre bewaffneten Streitigkeiten beilegen.

Ansonsten ist Kapit eine aufstrebende Stadt der Holzindustrie, hat sogar einen Freizeitpark um einen kleinen See, auf dem die Einheimischen Tretboot fahren. Doch der eigentliche Freizeitspaß scheint Motorcrossing auf dem Rajang River zu sein.

Aber um 19 Uhr werden hier die Bürgersteige hochgeklappt - ein verschlafenes Provinznest.

Um 19 Uhr treffen wir in einem chinesischen Kaffee unseren Führer für die Langhaus-Tour, einen alten tätowierten Iban, der kaum Englisch spricht. Am wichtigsten für die Tour ist ihm, dass ich drei Flaschen Rum kaufe zum Preis für zusammen 30 Ringitt.

Kosten: 2 Tickets zu je 15 Ringitt für Express-Boot Sibü/Kuching, 44 Ringitt Hotel, 30 Ringitt Alkohol als Gastgeschenk; zusammen 104 Ringitt.

Samstag, 18. November 1995: Ruma Tuan, Ruma Mikai

Zehn Minuten vor sieben Uhr kommt unser Führer mit dem Mofa zum Hotel. Er lässt sich von einem seiner Söhne bringen. Unser Führer hat viele Söhne, auch schon etliche Enkelkinder. Der Mann heißt Aik Unal, ist 69 Jahre alt, und trägt auf dem Kehlkopf eine Tätowierung, die aussieht wie ein stilisierter Adler.

Zunächst fahren wir mit dem Bus in sein Dorf, was uns drei Ringitt kostet. Aik lebt mit seiner Familie in Ruma Tuan, dem absoluten Endpunkt der Straße. Das Dorf besteht aus wenigen Holzhäusern, doch das von Aik ist immerhin ziemlich geräumig. Aik besitzt, uns wundert's kaum, natürlich auch einen Fernsehapparat, wenn auch nur ein Schwarz-Weiß-Gerät.

Aik nimmt noch einen Begleiter mit, der als erstes das Boot startklar machen muss: Das Wasser wird aus dem Boot geschöpft, die Geschenke verstaut - dann geht es los.

Der Begleiter, der im Bug sitzt und auf Treibholz und Stromschnellen achtet, spricht die ganze Zeit kein Wort. Und was Aik sagt, ist leider kaum verständlich.

Rund eine Stunde fahren wir stromaufwärts, vorbei an Holzlagerplätzen, Lastkähnen und Holzfällercamps. Der ganze Rajang River wimmelt hier von Treibholz.

Dann biegen wir nach Süden in den River Sut, einen kleinen Fluss, den ich auf keiner Karte verzeichnet gefunden habe. Hier hat die Industrie noch nicht nach dem Dschungel gegriffen. Riesige Baumstämme, von Lianen überwachsen, ranken über das Flussbett, wir sehen Orchideen und rote Hibiskusse.

Die Tiere des Dschungels sieht man nicht, man hört sie. Nur eine Eichkatze können wir in den Ästen am Ufer erkennen, aber dafür schwingt die Luft vom Gezwitzcher der Vögel.

Wir kommen an etlichen Langhaus-Siedlungen vorbei, bis wir schließlich in Ruma Mikai an Land gehen. Doch dafür müssen wir uns am glitschigen Ufer hochangeln, um endlich den Steg zu erreichen.

Ruma Mikai ist ein auf Pfählen gebautes Haus, dazu kommen einige Gemüsebeete und Hühnerställe, schließlich auch ein ebenfalls auf Pfählen errichteter Vorplatz aus Holzbohlen, auf dem die Wäsche zum Trocknen hängt und Hühner nach Futter picken. Dahinter liegt das eigentliche Haus, erst der langgezogene Gemeinschaftsraum, der Flur, dahinter die - abgeschlossenen - Wohnungen.

Die meisten Wohnungstüren sind offen. Auch hier stehen Fernseher in den Zimmern, schmücken Heiligenbilder die Wände.

Die Männer sitzen in kleinen Gruppen auf dem Boden des Gemeinschaftsraums, trinken etwas, das sie als "Iban-Wein" bezeichnen. Getrunken wird viel, und einer der Männer schläft nun am frühen Nachmittag bereits seinen Rausch aus.

21 Familien leben in dem Langhaus; der Plan zur Regelung der gemeinsamen Hausarbeit hängt für jedermann sichtbar im Flur. Das Dorf hat auch eine Schule und eine Krankenstation, erzählen die Männer stolz.

Nur die Iban, so sagen sie, würden in solchen Langhäusern leben. Dadurch sei der Kontakt untereinander enger. Und getrunken, sagen die Farmer und Fischer, würde nur tags über: "Am Abend wird gesungen."

Am Nachmittag fahren wir allerdings schon durch den Regen zurück nach Kapit.

Kosten: 20 Ringitt für Süßigkeiten als Gastgeschenk, 30 Ringitt für die Dorfbewohner als Bargeldgeschenk, 6 Ringitt für den Bus Kapit/Ruma Tuan, 200 Ringitt für Aik, 44 Ringitt für eine weitere Nacht im Hotel; zusammen 300 Ringitt.

Sonntag, 19. November 1995: Kapit - Sibü - Kuching - Damai

Gegen 7.30 Uhr legt das Express-Boot in Kapit ab. Etwa eine halbe Stunde vor Sibü bleibt es dann mit Maschinenschaden im Fluss liegen. Der Kapitän bestellt über Funk ein Ersatzboot, das kommt auch nach gut 20 Minuten - aber nun müssen wir auf dem Fluss das Boot wechseln. Auf dem Steg ist das wahrlich eine wackelige Angelegenheit.

Kurz vor 11 Uhr kommen wir in Sibü an, essen in einem islamischen Restaurant Nudeln, Reis und Huhn, erkundigen uns dann nach dem Bus nach Kuching. Ein Inder mit einem grünen Turban, vermutlich ein Sikh, erklärt uns den Weg zur Busstation, aber der nächste Bus würde erst um 14 Uhr von dort gehen. Der Sikh fährt mit seinem Mofa zur Mole vor, hält das Express-Boot auf, so daß wir doch noch pünktlich das Schiff erreichen.

Diesmal nehmen wir die 2. Klasse: Die hat den Vorteil, dass sie nur 33 Ringitt kostet - und die Air Condition es nicht so kalt wie in der ersten Klasse werden lässt.

Um 16 Uhr erreicht das Express-Boot den Hafen von Kuching. Mit dem Taxi sind wir um 17 Uhr wieder in Damai.

Kosten: Schiffstickets Kapit/Sibü/Kuching zwei mal 48 Ringitt, Taxi Kuching/Damai 40 Ringitt; zusammen 136 Ringitt.

Gesamtkosten der viertägigen Exkursion nach Kapit mit Langhaus-Tour, allerdings ohne Restaurantkosten: 716 Ringitt. Die organisierte Zwei-Tages-Touren sind für zwei Personen nicht unter 800 Ringitt zu haben.

Montag, 20. November 1995: Santubong Mountain Trek

Zwei Österreicher seien vom Weg abgekommen, dann auf dem Berg herumgeirrt und dabei schließlich einem Orang Utan begegnet. Es sei ein altes Tier, das hier im Dschungel lebe, erzählt Amad als einige Tage alte

Abenteuergeschichte über "seinen" Santubong Mountain Trek. Ob es wahr ist, ob sich die Österreicher das nur eingebildet haben oder ob Amad die ganze Geschichte einfach nur erfunden hat, um die Bergtour interessanter zu machen - ich weiß es nicht. Und wenn die Geschichte stimmt, ist die Begegnung mit dem Orang sicher gut ausgegangen.

Gegen zehn Uhr vormittags bin ich an Amads "Trek-Cantina", aber der Laden ist heute geschlossen. Es ist auch niemand da, den sonst üblichen Eintritt zu nehmen.

Ein Holzsteg führt den Bach entlang, dann beginnt der eigentliche Dschungelpfad - wobei der Weg rot markiert, mit Hinweisschildern ausgewiesen und im Grunde gar nicht zu verfehlen ist.

Nach zehn Minuten bin ich aber bereits völlig durchgeschwitzt. Denn der "Weg" führt über knochige Wurzeln, und überall haben sich vom Regen aus der Nacht zuvor Pfützen gebildet.

Nach einer halben Stunde, am einzigen "Rastplatz" am Bach angelangt, bin ich der Überzeugung, dass es hier nicht mehr weitergeht. Doch dann entdecke ich eine Bohle, über die man den nächsten Felsbrocken erklimmen kann.

Schließlich teilt sich der Weg. Ein Schild weist zum Wasserfall und Dschungeltrek, das andere zum Mountain Santubong.

Ich nehme zunächst den Weg zum Wasserfall, den ich auch tatsächlich - inzwischen völlig durchnässt vom Schweiß - erreiche.

Eigentlich ist der Wasserfall nicht einmal etwas besonderes: Der Bach stürzt einmal über fünf Meter Tiefe in eine Mulde, bildet dort ein paar Stromschnellen, stürzt dann noch einmal fünf Meter hinab. Aber nach diesem Weg ist man vor allem von Stolz erfüllt, das Ziel erreicht zu haben.

Zurück an der Wegkreuzung entschlief ich mich, dem "Mountain-Pfad" zu folgen. Ein Seil ist an der Steigung zwischen den Bäumen befestigt, gibt halbwegs Halt. Ich schaffe es immerhin bis zum nächsten Baumriesen - und kehre dann um.

Rotbraune Waldameisen, um ein Vielfaches größer als unsere in Europa, ein Lurch oder Salamander und unzählige Schmetterlinge - das sind die Tiere, die ich zu Gesicht bekomme. Obwohl es überall summt, trillert und zwitschert, ist nicht einmal ein Vogel zu entdecken.

Doch in den Baumkronen knackt und raschelt es, und die Äste bewegen sich stärker, als es der Wind verursacht haben könnte. Zwischen dem Grün glaube ich, einen großen braunen Farbtupfer ausgemacht zu haben. Vielleicht ist an der Geschichte mit dem Orang Utan doch etwas dran. Vorsichtig gehe ich Schritt für Schritt den Berg hinunter, und entdecke schließlich auf den Zweigen - ein Eichkätzchen.

Nach zweieinhalb Stunden bin ich aus dem Dschungel wieder draußen. Am Abend sind mein durchschwitztes Hemd und die Hose allerdings noch immer feucht.

Dienstag, 21. November 1995: Damai Beach

Am Vormittag unternehmen wir einen Spaziergang durch die Hotelanlage, verbringen danach einen faulen Nachmittag am Strand und am Swimming Pool.

Die "Holiday-Inn"-Anlage bildet eine Stadt für sich: Mit mehreren Haupthäusern, dazu Reihenhaussiedlungen, das ganze aufgeteilt in einen Komplex am Strand und einen Komplex auf dem Hügel. Die Personalkosten, zum Beispiel für die Pflege der Anlage, dürften sich trotzdem in Grenzen halten: Ein Gärtner verdient hier, wie ich von Einheimischen gehört habe, ganze 300 Ringitt im Monat, also knapp 200 Mark.

Die Anlage selbst ist tadellos in Ordnung, der Service ist es allerdings nicht, auch wenn man sich dabei alle Mühe gibt, zweimal täglich die Handtücher wechselt oder die Papierkörbe leert.

Zum zweiten mal habe ich heute beispielsweise Ärger wegen des angeblichen 24-Stunden-Services beim Filmentwickeln. Ein Film, gestern Mittag abgegeben, war heute Abend immer noch nicht da!

Dafür spielt eine - oder sind es mehrere - schrecklich unbegabte Band mitunter bis 1.30 Uhr nachts. Ich hatte deswegen zwar schon Krach mit dem Manager, er versprach auch Besserung, aber getan hat sich nichts. Jedenfalls glaubt man mitunter, statt in einem Hotelzimmer in einer Disco abgestiegen zu sein.

Das Grundproblem aber ist: Das Holiday Inn ist acht Kilometer vom nächsten Dorf und 25 Kilometer von Kuching entfernt. Wenn man also etwas anderes als Touristen und Hotelangestellte sehen will, muss man das Taxi nehmen - und freie Taxis dürfen auf dem Hotelgelände keine Fahrgäste aufnehmen. Eine Frage der Lizenz, oder besser: Wie man seine Gäste zu Gefangenen macht und möglichst viel aus ihnen herauspresst.

Zum Glück gibt es Amad und seine Trek Cantina rund fünf Fußminuten vom Holiday Inn entfernt. Amad war, so erzählt er jedenfalls, 16 Jahre lang Soldat, hatte dann einen Job im Holiday Inn - und betreibt seit September seine Cantina auch gleich mit der Möglichkeit, ein Bergtrekking-Abenteuer zu erleben. Und Amad organisiert auch Touren, zwar immer noch teurer, als würde man sie selbst organisieren, aber immerhin ein Drittel billiger als die Preise von Matahan, die direkt im Holiday Inn sitzen.

Natürlich ist Amad darauf bedacht, dass dieser Teil seiner Aktivitäten nicht dem Management des Holiday Inn zu Ohren kommt. Denn dass er denen ein Dorn im Auge ist, versteht sich von selbst. Doch für diejenigen, die wirklich das Land erkunden wollen, ist Amads Restaurant ein idealer Ausgangspunkt.

Mittwoch, 22. November 1995: Damai - Singapur – Berlin

Wir verbringen noch einen faulen Vormittag am Swimming Pool - und fliegen dann gegen 16 Uhr von Kuching ab. Nach einer guten Stunde landen wir in Singapur, verbringen einige Zeit in der Flughafenbar, sind gegen 23 Uhr Ortszeit wieder in der Luft - und am Donnerstagmorgen zurück in Berlin.